

Randland  
Reportagen und Berichte aus dem deutschen Osten  
Cornelius Pollmer

THELEM  
2018

CORNELIUS POLLMER

# RANDLAND

REPORTAGEN UND BERICHTE AUS  
DEM DEUTSCHEN OSTEN

THELEM  
2018

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen

Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über

<<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Bibliographic information published by Die Deutsche Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek lists this publication in the Deutsche

Nationalbibliographic; detailed bibliographic data is available in the internet at

<<http://dnb.ddb.de>>.

ISBN 978-3-95908-469-7

© Alle Beiträge außer *Meine Zwei Leben*: Süddeutsche Zeitung (Cornelius Pollmer)

© Dieser Zusammenstellung: THELEM 2018

Redaktion: THELEM

Umschlag/ Titel: Ole Kaleschke, Gestaltung

THELEM Universitätsverlag und Buchhandlung

GmbH und Co.KG

01069 Dresden

[www.thelem.de](http://www.thelem.de)

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.

Made in Germany.

# INHALT

EINLEITUNG	9
<b>1. VORAB</b>	
DER KLEINE TAG	15
ZWEIMAL FREITAL	17
MEINE ZWEI LEBEN	19
<b>2. ERINNERUNG</b>	
DAS WINKEN DER FARNE	29
NUR ÜBER MEINE EICHE	37
<b>3. STÄDTE UND LANDSCHAFTEN</b>	
GERNE GROSS	45
FERNER OSTEN	53
WILLKOMMEN IN FLORIDA	62
DAS GRAUE WUNDER	67
DRESDENS CHANCE	72
HECK AM STECKEN	76
VISIONEN AUS SPERRHOLZ	80
SPIEL NICHT MIT DEN SCHMUDELKINDERN	83
GLÜCKAUF, DER PETER KOMMT	93
»...UND DANN IST ERST MAL SCHLUSS«	98
HEIMATKUNDE	106

#### 4. MENTALITÄTEN

UNTER LEEREM HIMMEL	119
OCH NÖ	126
DEUTSCHE DEMOKRATISCHE REPLIK	131
BILDERRÄTSEL	136
GAME OF GNOMES	145
DER TURMKELLER	152
TEAM KARAMBA	157
OH, OSTMANN	167

#### 5. EMPÖRTES >VOLK<

CHRONIK EINER EMPÖRUNG	171
IM LAND DER TROTTEL	186
SCHUTZ UND TRUTZ	189
»DAS IST NICHT MEHR DUMPF«	194
ABEND IM LAND	197
ICH PLUS X	206
ALLE MAL HERHÖREN	209
ÖRTLICH BETÄUBT	218
DAS MITEINANDER KOMMT NACH HEIDENAU	226
KALTER KRIEG	229
WO REPORTERMUSKELN WACHSEN	235
ROH UND CONTRA	240
FLÜSTERN, WO DIE GRIMMIGEN BRÜLLEN	246
GESELLSCHAFT SIND ALLE	252

OPERATION WILLKÜR	253
ROUTINE	258
MIR GEFÄLLT'S HIER	268
DIE-DA-ISMUS	278
GRUPPENTHERAPIE	281
BITTE WARTEN	291
AM ANSCHLAG	296
NICHT IM TRAUM	299
UNSER LAND	308

## **6. OST-WESTLICHES**

DEVID UND GOLIATH	329
ACH, WIE NETT	332
UNBEHAUST	334
SEITEN UND WUNDER	337
ARNSTADT ROCKT, YEAH!	341
WEGGETRETEN, WESTDEUTSCHLAND!	349
ALLE EINSTEIGEN, BITTE!	355

## **ANHANG**

REDAKTIONELLE NOTIZ	377
QUELLENVERZEICHNIS	379
ABBILDUNGSVERZEICHNIS	385

# 1. VORAB

## DER KLEINE TAG

Wie kann es sein, dass jeden Tag exakt so viel in der Welt geschieht, dass es auf die Zeile genau in die Zeitung passt? Manchmal passiert ja wirklich wenig bis nichts; dann gibt der Blattmacher eben einen großen Bericht über die Jahrestagung der Naturfreunde Dinkelsbühl in Auftrag. Hernach bleibt ihm nichts weiter als die Hoffnung, dass es zum Redaktionsschluss wenigstens einen betrunkenen Landrat zu vermelden gebe. Schließlich könnte der Tag in Sachen Ereignisreichtum noch wachsen und damit abwechslungsreicher werden als jene 24 Stunden, von denen Wolfram Eicke in seinem Märchen *Der kleine Tag* erzählt. Eicke hat einen Ort ausgemacht, an dem alle Tage leben – jene, die schon waren, und solche, die noch sein werden. Man kann sich diesen Ort als ein Sommerhaus vorstellen, irgendwo auf den Kalendaren, und weil jeder Tag nur ein einziges Mal auf die Erde reisen darf, sitzen am Abend alle Tage gespannt auf der Veranda und warten auf den Bericht ihres diensthabenden Kollegen. Der Vater des kleinen Tages war gefürchtet, an ihm hatte sich »ein grauenhaftes Erdbeben ereignet«, das die Menschen »noch Jahrzehnte später nicht vergessen konnten«. Als die Zeit für den kleinen Tag gekommen war, nahm sein Vater ihn zur Seite und sagte, es sei ganz wichtig, dass etwas Ungewöhnliches passiere, »sonst ist dein ganzes Leben sinnlos«. Am kleinen Tag aber passierte: nichts. Menschen küssten sich und ein Kind bekam ein Fahrrad geschenkt. Das Wetter? Ging so.

Der kleinste Tag des vergangenen Jahrhunderts war der 11. April 1954. Forscher haben vor kurzem ein Computerprogramm mit 300 Millionen Fakten der neueren Weltgeschichte versorgt. Das Programm begab sich auf die Suche nach dem langweiligsten Tag überhaupt. Am 11. April 1954 starb keine Berühmtheit und es wurde keine geboren; es gab keine Erdbeben, Schiffsunglücke, Endspiele. Gut, es gab Wahlen in Belgien, aber in Belgien wählen sie ständig und haben trotzdem nie eine Regierung. Der 11. April 1954 also war ein wirklich sehr kleiner Tag, ein globales Gähnen, und viel kleiner noch wird er im Licht der Tage dieses Jahres. Was haben die nicht alles zu erzählen: Aufstand in Tunesien, Atomkatastrophe in Japan, Krieg in Libyen. Die Tage sind groß, gewaltig fast, und so geht das jetzt schon seit drei Monaten.

Bei Eicke erklären die Menschen den kleinen Tag am Ende zu einem internationalen Feiertag, weil an ihm nichts Böses geschehen ist. Schöne Vorstellung, dass es bald mal wieder ruhig sein könnte auf der Veranda in dem Sommerhaus auf den Kalendaren. Dass zum Beispiel der 11. April 2011 in der Dämmerung nach Hause kommt, die anderen ihn fragen, wie denn sein Tag gewesen sei, und er dann nicht so recht weiß, was er berichten soll. Vielleicht aber gibt es auch einfach keine kleinen Tage mehr.

[11. 4. 2011]

## ZWEIMAL FREITAL

**D**en Ort Freital gibt es zwei Mal in meinem Leben. Es gibt ihn als Ort meiner Kindheit, als Ort der Erinnerung. Mit dem ersten Mountainbike ging es hinauf auf den Windberg, mit Freunden im Sommer zum Baden ins »Zacke«. Seit ein paar Monaten fahre ich nun wieder nach Freital. Mit dem Auto. Ohne Freunde. Das Freital der Gegenwart ist ein anderer Ort, die jüngste Erinnerung daran: ein Rechtsextremer, der eine leere Bierflasche aufsammelt, ihren Boden ausschlägt und damit grölend auf eine Demo der Linken zugeht. Hoi hoi hoi!

Wenn man für die *SZ* auf dem Kontinent Mitteleuropa arbeitet, also in den drei mitteldeutschen Bundesländern, dann ist man zuweilen so etwas wie ein inländischer Auslandskorrespondent. Manchen Kollegen und Lesern ist der Osten bis heute fremd geblieben, als Korrespondent ist man da Scharnier, Übersetzer, Raumdeuter. Wenn dieser Raum für einen zudem Heimat war, wieder Heimat wurde oder immer geblieben ist, dann fängt man irgendwann an, sich beim Übersetzen selbst zu überwachen. Das gilt insbesondere beim Thema Asyl. Ist man mit den Widerständigen zu nachsichtig, weil einem auch berechtigte Kritik an Rassismus und Übergriffen im Osten irgendwann als zu pauschal erscheint und man sie deswegen persönlich nimmt? Oder ist man zu streng, weil einen ja selbst die Ungeduld treibt mit jenen, die Fäuste ballen anstatt Hände zu reichen?

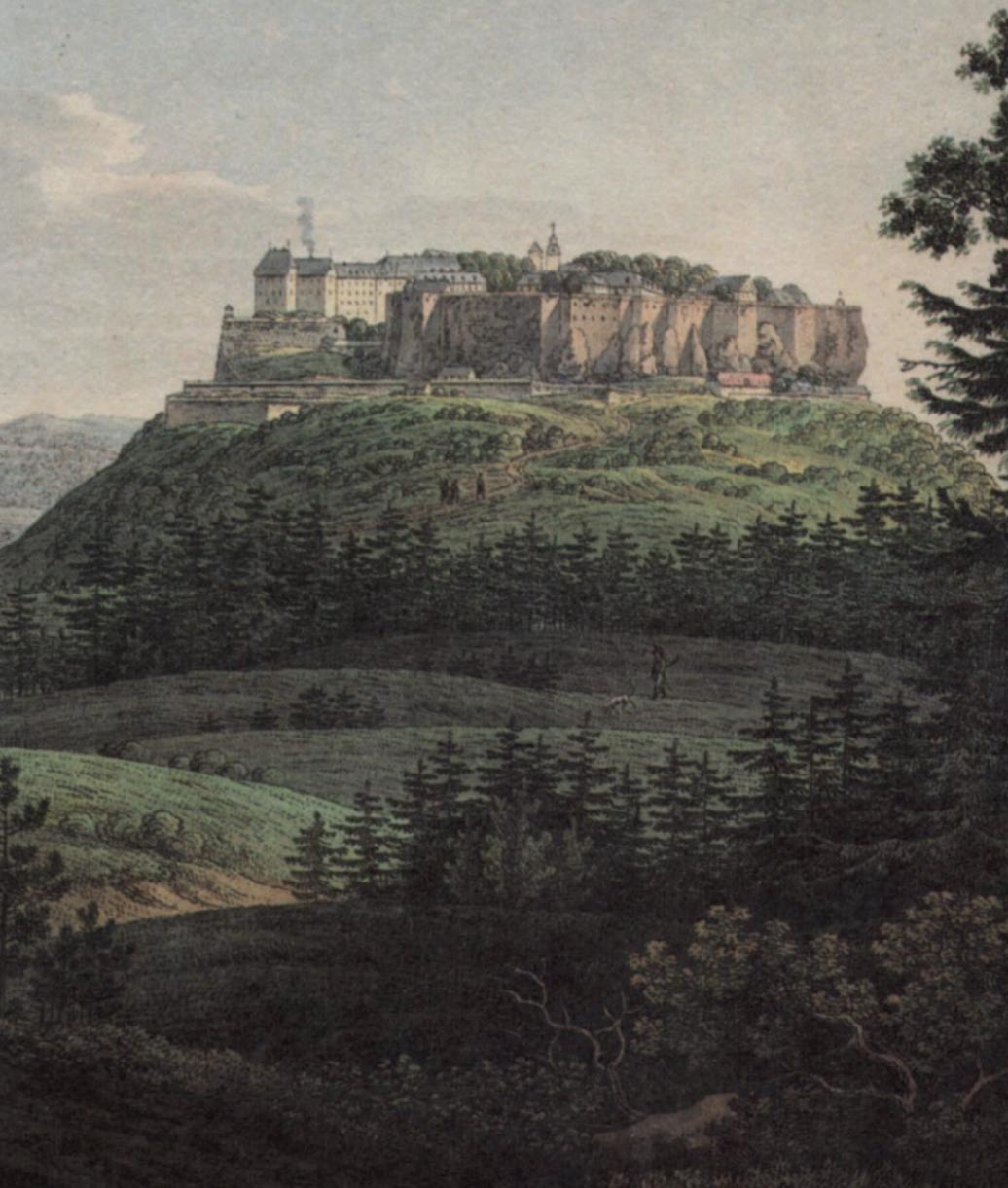
Gesellschaftliche Probleme wie Ressentiments und Rassismus wegzuschweigen, das kann auf Dauer nicht funktionieren. Meine

Heimat Sachsen ist dafür ein fast idealtypisches Beispiel. In der Beschreibung solcher Probleme deutlich, aber auch fair und genau zu sein, gelingt leider nicht immer. Die gute Nachricht ist dabei auch eine schlechte: Es wird noch genügend Zeit und Anlässe geben, sich darin zu üben.

[8. 5. 2015]



## 2. ERINNERUNG



## DAS WINKEN DER FARNE

»O du wogendes Wolkenmeer«: Auf seiner Wanderung durch die Sächsische und Böhmisches Schweiz verlor Hans Christian Andersen vor lauter Begeisterung jedes Versmaß.

Das Risiko jeder Liebesbeziehung ist es, dass die Romantik mit den Jahren verloren geht, und so ist es selbst mit der Sächsischen Schweiz, dem Hausgebirge der Dresdner. Auf der Felsformation Bastei war schon immer viel los, doch kommen die Leute nun selbst an deren aussichtssatten Enden selten noch zur Ruhe – zu viele Menschen, zu viele Geh- und Sehhilfen. An alle denkbaren Stöcke für Nordic Walking und Selfies mochte man sich noch gewöhnen, wenn die Leute dabei nicht auch noch rauchen würden, telefonieren, manche rülpfen einem auch den Dosenbierdunst entgegen, der Gruß des Gelegenheitswanderers. Diese fallen an allen Wochenenden des Sommers ein, nicht selten geht es dann zu wie am vergangenen Samstag auf der sonst beschaulichen Rast hinter dem Aufstieg durch die Schwedenlöcher. Befreundete Pärchen mittleren Alters sitzen zwanzig Minuten auf einer Decke und starren Telefone an. Dann blickt eine Graublond auf, sagt unvermittelt: »Dit machn wa nächstet Jahr wieda, Manni!« – und blickt wieder hinab.

Man hätte nun hingehen können und den Kurzreisenden von den Herrlichkeiten des Rennsteigs oder der Saale-Unstrut-

Region vorschwärmen können, aber zum einen ist man ja tief im Herzen doch hauptsächlich froh, dass Menschen kommen und diese schönsten Quadratkilometer Sachsens begehen und besichtigen, so umfangreich es ihnen möglich ist. Auch ist die Sächsische Schweiz nie kollabiert unter den Anstürmen, immer wieder hat sie im Kleinen Gegenwehr geleistet, durchaus erfolgreich. Wer den »Snacken mit Aussicht«-Quatsch hoch oben auf der Bastei nicht mitmachen möchte, der kann im Tal seit einer Weile schon seinen Proviant im »Tante Uwe Laden« einkaufen.

Im Grunde unbesiegbar erscheint überdies die Quelle allen Zaubers hier, die Natur. Zwar gab es in diesem Sommer aufgeregte und auch wehmütige Gespräche über eine touristisch bedeutende Ausprägung derselben: Die letzten Meter der berühmten Bastei-Aussicht wurden erst gesperrt, dann dauerhaft gesperrt, schließlich hieß es, die Gehwegplatten würden demnächst für immer abgetragen. Der unterliegende Felsen ist kariös.

Etwa 1,5 Millionen Besucher zählt die Bastei jedes Jahr, Schätzungen zufolge erklimmt sie demnach jeder fünfte, der in die Sächsische Schweiz reist. Trotz dieser schieren Zahl aber, trotz der Fotofetischisten und Busreisegruppen ist selbst hier noch Einkehr möglich. Wer sie sucht, findet sie in der Sächsischen Schweiz allüberall, in sagenhaften Felsgewächsen, an denen sich sattzusehen einem in diesem Leben nicht mehr möglich sein wird.

So war es schon, als Caspar David Friedrich vor 200 Jahren den Wanderer über dem Nebelmeer malte. Und so war es auch etwas später, als der dänische Nationaldichter Hans Christian Andersen von Dresden ins Elbsandsteingebirge reiste, um in der Sächsischen wie Böhmischen Schweiz zu wandern. Das Dokument dieses Nordic Walking liegt heute in allerhand

Ausgaben vor, für den oft selbstbezüglichen Sachsen empfiehlt sich ein hübscher Band aus der Kleinen Sächsischen Bibliothek.

Zu denken geben darf einem, dass Andersen damals schon streng das abreiste, was heute zum Pflichtprogramm vieler Touristen in Sachsen gehört: Auerbachs Keller, diese oder jene Ausstellung der Staatlichen Kunstsammlungen, Schloss Pillnitz. Bald aber »schwollen die Segel im Winde«, und der Dichter verließ die Stadt, um noch Schöneres vor ihren Toren zu finden. So geschah es, und wem also die Romantik heute in der Sächsischen Schweiz abhandenzukommen droht, der kann sich mit Andersen wieder aufladen und sehen, was ja immer noch da ist.

Im Uttewalder Grund, über den Andersen seinen Aufstieg begann, sah er Felswände »in der wunderbarsten Gestalt«. Der Raum zwischen diesen verjüngte sich bald, bis die Reisegruppe nur noch »einen schmalen Streifen, ein kleines Stück« vom Himmel sah. Hatte Andersen gerade noch das Grüne Gewölbe in Dresden besichtigt, so versank er nun in den natürlichen Gewölben der sanften Schluchten, Wolken zogen über ihn hinweg, »und es war, als ob ein gespenstiges Wesen sich davonmachte, hinaus in die freie Luft«.

Diese Mystik erschließt sich beim Abstieg in den Grund, von Uttewalde kommend. Hier wird der Wanderer wie vielerorts in der Sächsischen Schweiz mit einem kuriosen Kellerklima empfangen, in den Tälern ist es mangels Winden und Sonneneinfall oft kühler als auf den Gipfeln. Wo andernorts beim Aufstieg die Kälte herankriecht, wirft einem die Sonne hier ein leichtes Jäckchen über.

Unten erfrischt sattfeuchte Luft, die Felsen ruhen, dreitagebärtig mit Moos bewachsen. In ihrer Nachbarschaft Waldbruch, Stämme liegen durcheinander, ein Mikado des letzten Sturms.

Wogende Farne winken einem zu, Tropfen glucksen hier und dort aus Felsspalten, auch sie sind ohne Eile. In der vormittäglichen Einsamkeit eines Wochentages kann man schon hier zur Ruhe finden und möchte es auch.

Diese Ruhe stellt sich paradoxerweise ein, obwohl es dauernd und überall etwas zu sehen gibt. Es dauert nicht lang, da bekommen die Felsen Gesichter, Formen, Leben. Ein Elefant ist zu sehen, ein schlafender Koi. Beunruhigend wird es erst wieder, als eine der Formationen vor dem inneren Auge unerklärlicher Weise die Gestalt Joachim Herrmanns annimmt. Ausgerechnet hier, wo man doch lieber sein eigener Innenminister bleiben möchte.

Haben die Felsen am Wegesrand ein paar Meter lang mal nichts zu erzählen, schaut man deswegen zu Boden, so übernimmt das Wurzelwerk die Unterhaltung des Wanderers – es sagt großzügig, komm', jetzt lass ich mal einen gucken. Teilte man dieses Wunder am Wochenende mindestens mit einigen Familien, so kommen nun Alleinreisende entgegen. So sie doch einen Partner dabei haben, dann in Kniehöhe und mit kellerklimakalter Schnauze. Man nickt einander zu, freundlich und stumm, einverständlich, dass es ein kaum beschreibbares Glück ist, hier und jetzt zu sein.

Wenn Hans Christian Andersen gerade dort nun doch kurz der Ablenkung anheim fiel, dann wegen eines »kleinen zehnjährigen Bauernjungen«, der sich der Gruppe als Führer zur Bastei angedient hatte. Andersen schien es, als habe der Junge »einen Schelm im Nacken, als wäre es der leibhafte Amor, der unser Führer geworden. ›Wenn er nur nicht unser Verführer wird‹, dachte ich, und es gingen mir manche von seinen schlimmen Streichen durch den Kopf.« Es geht in seinem Reisebericht sogleich über die Pfeile der Liebe und ihre Wirkung und in

welcher Weise genau das romantisch gemeint ist, das lässt sich in durchaus befremdlicher Weise nicht eindeutig herauslesen.

Andersen jedenfalls wandert weiter und was schließlich passiert, als er die Bastei erreicht, spricht wahlweise gegen den Dichter oder für die Natur, für Leser ist es mit Sicherheit eine kichernde Freude. Da kommt also der große und weit gereiste Schriftsteller auf den Gipfel, ein Hochbegabter der Dichtung, ein vor allem im Wort Bewanderter – und das Erste, was er auf der Bastei in seine Kladde notiert, ist Folgendes: »Hier ist es hoch, sehr hoch!«

Doch findet Andersen bald seine Sprache wieder. Wo er ein »weißgelbes Band dort unten« sah, schiebt sich die Elbe heute bräunlich vorbei, sauberer ist sie womöglich trotzdem. Das »Pappelblatt« darauf, »das du schwimmen zu sehen glaubst«, erwies sich schon damals als fahrendes Schiff. Daneben liegen Dörfer »wie Spielzeug auf einem Jahrmarktstisch«. So steht Andersen eine Weile, betrachtet König-, Lilien- und Pfaffenstein, solitäre Meisterwerke der Natur. Es scheint ihm, »als ob die große Felsmasse gesprengt sei, als ob eine mächtige Naturkraft hier versucht habe, unsern stolzen Erdball zu spalten«.

Und wie es mit der Romantik so ist, schlägt sie auch bei Andersen noch einmal heftig zu, als der Abstieg eigentlich schon begonnen hat. Die ganze Natur ist ihm auf einmal »eine große lyrische Dichtung in jedem möglichen Versmaß«. Der Bach fließt nicht mehr, er »zankt in den vortrefflichsten Jamben«, die Felsen sind nicht mehr nur da, sie stehen »so breit und stolz da wie respektable Hexameter«. Bei den Schmetterlingen, die »den Blumen Sonette zuflüstern«, scheint der Höhepunkt erreicht zu sein. Dann aber erhalten die Singvögel ihren Auftritt, sie »zwitcherten, jeder wie ihm der Schnabel gewachsen, in

sapphischen und alcäischen Versen. Ich hingegen schwieg – und will auch hier schweigen.«

Dann sollen andere sprechen, denn so wohltuend die Einsamkeit gerade auf den Pfaden der Sächsischen Schweiz auch sein kann, so viel wissen ortskundige Führerinnen wie Yvonne Brückner und Daphna Zieschang über sie zu erzählen. Brückner, die selbst bei der Belebung des Dichter-Musiker-Maler-Weges mitgetan hat, kann von der Romantik erzählen und all den Künstlern, die damals kamen, um Schönheit festzuhalten und sie dann zu Höfen zu tragen. Als sie es dort gesichtet hatten, reisten Fürsten und Anhang dann selbst in die Sächsische Schweiz für eigene Eindrücke. »Das ist so, wie man sich das heute mit Instagram vorstellen kann«, sagt Brückner und versöhnt einen damit indirekt ein wenig mit den Touristen und ihren Teleskopstangen. Natürlich weiß Brückner auch, dass der über dem Nebelmeer weilende Wanderer von CDF »eine Collage war, so wie er das gemalt hat, gibt es das hier nicht«. Aber um Detailtreue ging es den Malern selten, eher um Inspiration, wie sie auch Wagner gefunden haben soll im nahen Liebethal, wo die ersten Kompositionsskizzen zu *Lobengrin* entstanden.

Schostakowitsch reiste nach Gohrisch, Carl Maria von Weber soll von den Formationen die Idee zur Wolfsschlucht-Szene in seinem *Freischütz* geschenkt bekommen haben. Auf diese »solls« und »könntes« legt Daphna Zieschang besonders wert, gestern wie heute gilt: Nichts Genaues weiß man nicht. Und wann immer die Geschichtsschreibung von nichts als Heiterkeit und Inspiration zu berichten weiß, darf sich der Gegenwärtige daran erinnern, dass die Ereignisse beim Wandern oft bodenständiger Natur sind.

Daphna Zieschang, dies nur als Beispiel, fragte sich vor einer Weile, warum unter den Touristen Damen aus Amerika besonders oft zusammenklappten. Ergebnis: Sie fürchten längere

Naturstrecken ohne gefestigte Toiletten, trauen sich deswegen selbst an sehr heißen Tagen kaum zu trinken. Was macht man da? »Ich sage den Leuten immer, dass sie lieber trinken und ruhig pinkeln sollen«, sagt Zieschang. Das ist jetzt kein im engeren Sinne lyrischer Satz, aber ein ziemlich guter Hinweis für längere Wanderungen.

Von derlei Notdurft schwieg Andersen wirklich eisern, ansonsten natürlich nicht lange. Das nächste Mal überwältigt war er spätestens am Ziel seines Abstieges, der Formation des Kuhstalls. Dieser erschien ihm im ersten Augenblick, »als sei er von Menschenhänden ausgeführt«. Wenn man aber »die stolze Masse näher betrachtet, da fühlt man, daß nur die Natur einen solchen Riesenbau ausführen kann«. Schon im Dreißigjährigen Krieg hatten Mensch und Vieh im Kuhstall Zuflucht gefunden, daher angeblich der Name. Andersen flieht immerhin vor dem nächsten Schauer, und selbst der vermag es noch, ihn zu beschenken: »Niemals habe ich so starke Farben, nie einen so schönen Regenbogen gesehen.«

Wo die Natur einen so anspricht, ist auch die Kehrseite der Manie nicht weit, zumal bei einem Romantiker. Andersen notiert im Kuhstall noch leicht irritiert die Begegnung ebendort mit einem Spielmann: »Mehrere Saiten auf seiner Harfe waren gesprungen, eine Dissonanz folgte der andern«, und so auch im Kopfe des Dichters, der umgehend über den Spieler mutmaßte, dass »dessen Leben gewiss auch diesem Harfenspiel glich«. Richtung Böhmen wandernd, übt sich Andersen dann zunehmend in Introspektion, äußerlich wie »auch in meinem Herzen schien die Sonne, während schwere Wolken über diese innere Welt hinführen«.

Wolken verstellen zuweilen die Sicht, und so wird ein fremder Mann, »der dort im Gebüsch sitzt«, unversehens zum Protagonisten einer unerfüllten Sehnsucht, die Andersen ihm gleichwohl

kunstvoll andichtet. Da sitzt also dieser Mann, irgendwo anders  
eine Frau, nur

»Sie darf im Herzen nicht bei mir sein,  
Ich aber träume nur sie allein!  
Sünde auf Sünde häuf' ich im Schmerz,  
Sie nur erfüllet mein ganzes Herz.–  
O du wogendes Wolkenmeer,  
Zieh übers Grab meiner Liebe her!«

Manchmal sagen ein paar Worte auch mehr als tausend  
Instagram-Bilder.

[2. 9. 2017]